

Rüdiger Görner

Denkbrüche

oder:

Von der Dialektik zur Pluralektik

I

Es steht nicht gut um die Sache der Dialektik; denn im Zeitalter des Fraktalen¹ sind auch die Thesen und Antithesen fragil geworden, wirken ausgefranst oder selbst wie Bruchstücke, allenfalls auf der Suche nach einer etwas größeren Konfession. Zwar denken wir weiter unwillkürlich, platonischen Traditionen meist unreflektiert folgend, in dialektischen Mustern. Dabei können wir kaum noch angesichts der prekär fragmentarisierten Bewusstseinslage an Vorstellungen festhalten, die mit klar erkennbaren Thesen und Antithesen operieren, von nicht selten erschlichenen oder einfach unter der Hand postulierten Synthesen zu schweigen. Wirkliche Entscheidungen bringen wir kaum mehr zuwege. Wir arrangieren uns mit Vielfältigkeiten, inzwischen eingeschworen auf Polyperspektivismen. Das mögen die einen beklagen, die anderen begrüßen, wenn man bedenkt, wohin uns der forsche Dezisionismus der Ideologien gebracht hat.

Der schieren Problemkomplexitäten ist im Wesentlichen das nunmehr zu konstatierende Ende der simplistischen Dialektik geschuldet. Wenn es je ein Kulturereignis in letzter Zeit gegeben hat, dann ist es das Ende dieser Denkform. Bezeichnend jedoch, dass es kaum bemerkt worden ist: ein Paradox, so recht für unsere Zeit – was im Grunde ein Schock sein könnte, dieses Obsolet-geworden-Sein der Dialektik, dieser doch eher schematischen Denkmethode, haben die sonst so sensationssensiblen Seismometer des Medienbetriebs nicht wahrgenommen.

Der Stand der intellektuellen Befindlichkeit heute scheint mit dem verwandt, was Clemens Brentano in seinem *Godwi* beschrieben hatte, den er bezeichnenderweise einen „verwilderten Roman“ nannte: ver-

wirrende Fülle, Irrgärten voller (Un-)Möglichkeiten,² die sich vor allem durch Beziehungslosigkeit auszeichnen.

Gönnen wir der Dialektik einen Epilog. Markieren wir ihr Verenden mit einem Abgesang, den sie denn doch verdient hat. Fragen wir darin aber auch, was an ihre Stelle getreten ist – ein Etwas, das wir etwas unspektakulär, aber griffig *Pluralektik* nennen wollen.

„Einem kommenden Zeitalter, welches wir das *bunte* nennen wollen [...] wird eigenthümlich sein: die Enthaltung in Bezug auf letzte Entscheidungen“, notiert Nietzsche im Frühjahr 1880.³ Ein Jahr später beschreibt er, woraus diese ‚Buntheit‘ bestehen werde: „Begriffe Bilder Empfindungen werden zufällig neben einander gebracht, durch einander gewürfelt. Dabei ergeben sich Nachbarschaften, bei denen der Geist stutzt.“⁴ Eines hat sich in diesem „bunten Zeitalter“, in dem man sich mit und in Gebrochenheiten oder Fraktalen zu leben gewöhnt hat, völlig außer Kraft gesetzt: die Dialektik als probate Methode des Denkens und Verstehens. Ob es uns dabei behaglich zumute ist oder nicht: genau dieses Zeitalter haben wir erreicht und mit ihm die Selbstaufhebung der Dialektik. Was uns geblieben ist, und darin bleiben wir unverbesserliche Romantiker: die teils verschwiegen, teils offen betriebene Suche nach (neuen, bestenfalls werbewirksamen) Mythen.

II

Wie wir denken, scheint seit Platon festgelegt: Wir denken dialektisch. Die Dialektik sei die „Wissenschaft von dem, was ist“ und alle anderen Wissenschaften seien Vorübungen für die Dialektik, heißt es in der *Politeia*.⁵ Mehr noch: „Denn wer zur Zusammenschau fähig ist, ist dialektisch; wer nicht, ist es nicht.“⁶ Dialektiker sei, befindet der platonische Sokrates im *Kratylos*, wer zu fragen und zu antworten verstehe.⁷ Platon sah den Dialektiker ferner als Kontrolleur von Neologismen vor; er habe die „Aufsicht bei der Wortverfertigung“. Worauf sich der Dialektiker nicht versteht? Auf das Gleichnis und die Poetik des Denkens. Der Dialektiker sieht sich als Analytiker. Dass er insgeheim mit dem Sophisten verwandt ist, leugnet er hartnäckig, weil er ja laut Platon die Sophisterei im Zaume halten, wenn möglich entlarven soll.